

# TAGEBUCH DER VERTREIBUNG

## FRAGMENTE

---

MITTWOCH, 14. SEPT. 88

Ein amerikanischer Psychiater, der die Reinkarnation für erwiesene Wirklichkeit hält, schreibt, am beharrlichsten würden im neuen Körper, reinkarniert, Vorfahren auftauchen, deren Leben durch einen gewaltsamen Tod endete. Sollte jemand eines Tages die Seelenwanderung unseres Nachwuchses untersuchen, dann wird er womöglich feststellen, daß am furchtbarsten, am krampfhaftesten sich jene an die Fortsetzung in einem neuen Körper klammern, deren Leben durch gewaltsame Wanderung, durch Vertreibung unterbrochen wurde.

In unserer Sprache, und soweit ich weiß auch in anderen europäischen Sprachen gibt es kein Wort für einen Menschen, der sein eigener Herr auf eigenem Boden, nichtausgewandert, nichtvertrieben ist. (Der Ausdruck „ein Alteingesessener“ bezieht sich nur auf einen Teil dieser nichtbezeichneten Einwohner.) In der Sprache gibt es also nur den Vertriebenen: den Nichtvertriebenen gibt es nicht. Die Unglücklichen, Ungleichberechtigten, Machtlosen haben die Aussicht, zumindest in der Sprache, eines Tages glücklich, gleichberechtigt, mächtig zu werden. Doch der Vertriebene wird nicht zum Nichtvertriebenen werden, nicht einmal dann, wenn er eines Tages wieder einen Staat und ein Zuhause hat. Außer dem Vertriebenen wird nur noch der Verwundete nie wieder zu dem werden, was er einmal war: ein Unverwundeter. Vertreibung und Wunden sind unheilbar.

DONNERSTAG, 15. SEPT. 88

Am Morgen, kurz vor sechs, gehen bei starkem Regen zwei junge hagere Männer in schäbigen Overalls lässig, träge den Fahrweg entlang, als würde der Regen nicht auf sie hinabströmen. Alle außer den beiden haben es eilig, schützen sich mit Regenschirmen oder Regenmänteln, wenn sie schon nicht mit dem Auto fahren. In der Nähe ist eine Baustelle. Die bartlosen jungen Männer, offensichtlich Bauarbeiter, gehen zum Supermarkt. Dort werden sie ihr erstes morgendliches Bier und einen halben Laib Brot kaufen. Den Rest ihrer Arbeitszeit, bis zwei oder drei Uhr nachmittags, werden sie in nasser Kleidung verbringen, doch sie denken nicht an eine so ferne Zukunft. Sie sind sehr jung, haben schöne Knabengesichter, aber um die Augen und Lippen haben sie auch Frostbeulen von diesem eisigen, finsternen Morgen. Die viel zu weiten Arbeiterfetzen schlabbern an ihnen herum, und daher entsteht wohl auch der Eindruck, daß dies einmal starke, stämmige Menschen waren, die geschrumpft sind, sie sind zu bleichgesichtigen, schwächlichen, unausgeschlafenen Kindern geschmolzen. Als hätten sie früher ein größeres, weiteres, reicheres Leben gehabt, aus dem sie in diesen trüben Regentag vertrieben wurden. Auch ich fahre an ihnen vorbei, auf dem Fahrrad, und bin trotz meines Regenumhangs ebenfalls naß, aber ich eile nach Hause, um mich umzuziehen. Ich bringe Brot, Milch und Käse zum Frühstück mit.

FREITAG, 16. SEPT. 88

Am Montag abend hat das Novi Sader Fernsehen gezeigt, wie in verschiedenen Orten der Vojvodina die Menschen nachts nach dem Volksbrot anstehen. Auf dem Bildschirm unterscheiden sich die Menschen im Grunde dadurch, ob sie die Wahrheit sagen oder ob sie lügen sowie dadurch, ob sie hungrig oder satt sind. Die Hungrigen sagen immer die Wahrheit, selbst wenn sie nicht wissen, was sie sagen. In der gestrigen Ausgabe des Belgrader Fernsehmagazins „ZIP“ hat ein alter Mann, ein Kosovo-Serbe, auf die Frage des Reporters, was er erwarte, nur den Blick gesenkt und kaum merklich die Lippen bewegend, als würde ihm sogar die Mühe sinnlos erscheinen, auch nur ein Wort zuviel zu sagen, geantwortet: „den Tod“. Senkt er den Blick, weil der Tod unten in der Erde ist oder weil er sich seines Schicksals schämt? Die Jungen sind fort, vertrieben oder geflüchtet, in den hohen Norden, für ihn gibt es keinen Fluchtweg: weder links noch rechts, nur nach unten ins Grab. Simone Weil, Kämpferin für die Arbeiterrechte und sozial engagierte Aktivistin, Marxistin und später christliche Mystikerin, starb 1943 in London, sie hatte sich zu Tode gehungert. Dies war ihre verzweifelte Methode, sich mit den Hungernden im besetzten Frankreich zu solidarisieren.

Hungern in einem freien Land, im eigenen Haus, ist die brutalste Form der Vertreibung.

MONTAG, 19. SEPT. 88

Unsere Kinder gehen fort, nicht nur jene, die dazu gezwungen sind, sondern alle, die nur können. Im voraus vertrieben von den ihnen nicht zugeordneten Arbeitsplätzen, aus den ihnen nicht gehörenden Wohnungen, aus dem ihnen beschiedenen, aber entfremdeten Land. Mich verwirrt die Entschlossenheit, mit der meine Tochter in die Welt hinauszog. (Vor genau sieben Tagen.) Ich habe trotz allem versucht, einen Kompromiß mit meinem Land zu schließen. Doch meine Tochter hat mehr gesehen, als mir lieb war: Durch die Hecke aus patriotisch-pädagogischem dekorativem Strauchwerk mußte sie mit ansehen, wie man mich wegen „moralisch-politischer Untauglichkeit“ aus der Partei AUSschließt, mich auf die Straße hinAUSwirft, mir auf der Straße AUS dem Weg geht, die Tatsachen falsch AUSlegt, mich AUSfragt und denunziert, sie hat mich auf dem Arbeitsamt gesehen und selbst das Brot gegessen, von dem ich jahrelang gelebt habe. Sie hat begriffen, das die AUSweisung das Ergebnis einer erfolglosen EINtreibung ist, sie hat ihre Sachen gepackt und ist hinAUSgegangen.

Die konvertierte Jüdin Simone Weil hat (1942) das Problem der Freiheit als das Problem der Verwurzelung (enracinement) formuliert; etwa zwanzig Jahre später, am Fuße des Himalaja sagte ein andersgearteter Konvertit, ein geborener Engländer und seiner Gesinnung nach Yogin, Krischna-Anhänger, über den ich in Timothy Learys Autobiographie lese: „Die Weisheit unserer Zeit besteht in Bewegung und Veränderung“. Doch für jene, die gewaltsam von ihren Wurzeln getrennt wurden, verlaufen jegliche Bewegung und Veränderung in einer Richtung, sie führen immer in die Vertreibung.

FREITAG, 23. SEPT. 88

Iwan Bunin, seit 1920 russischer Emigrant in Frankreich, schildert in seinen Aufzeichnungen „*Unter Hammer und Sichel*“, die in der Doppelausgabe Sommer-Herbst der Literaturzeitschrift *Pismo* gedruckt wurden, den mißlungenen Versuch, auf die Einladung der Bauern hin auf sein früheres Gut zurückzukehren, seinen „häuslichen Herd“, wie ihn Bunin - diese Worte selbst in Anführungszeichen setzend - bezeichnet: Er schreibt, ihm wäre es merkwürdig vorgekommen, daß alldas, was früher ihm gehörte, wie etwas Fremdes aussah, obwohl „niemand im ganzen Dorf so recht wußte, wem es eigentlich gehörte“. „Im Dorf“ - schreibt Bunin - „hat man mich freundlich empfangen, man wunderte sich selbst darüber, was geschehen war, maß mitleidsvoll meine ärmliche Kleidung, und man wiederholte ständig, es müsse etwas getan werden, damit ich die Erlaubnis zu einer Pacht 'für immer' erhalte. Doch das Haus selbst sei bereits besetzt, und dort verhielt man sich mir gegenüber natürlich ganz anders, besonders die Frauen. Sie ließen mich ohne viel Federlesen wissen: Eine Pacht kommt gar nicht in Frage! Nein, uns interessiert niemand, wir verlassen das Haus auf keinen Fall! Und da wurde mir klar, daß ich dieses Haus überstürzt und dumm betreten hatte, dieses fremde Leben, das darin bereits fest verwurzelt war.“

Im Jahre 1945, in Novi Sad, klingelte J. M. (meine Mutter), die aus der deutschen Gefangenschaft ohne Mann und Eltern zurückgekehrt war, an der Tür der früheren Wohnung. Da lebte nun ein neuer Mieter, eine verdienstvolle Militärperson, mit seinem Bruder, einem Gymnasiallehrer und dessen Familie. Die Heimkehrerin dachte nicht einmal daran, in diese Wohnung zurückzukehren - sie war ja auch nicht die Besitzerin -, sie konnte einfach nicht anders, als noch einmal ihr einstiges Zuhause zu sehen, aus dem sie und ihre Nächsten fortgegangen waren, jeder auf seine Seite, jeder in seinen Tod. Der erhaltengebliebene Teil ihres Hausrats befand sich immer noch in der Zuständigkeit der Verwaltung für Volksgut; aber in der Wohnung, die sie betreten hatte, erkannte sie unversehens - vermischt mit fremden Sachen - einige von ihren eigenen. Meist waren es kleine Zierstücke: ein geklöppelter Untersatz von Großmutterns Hand gearbeitet und darauf eine purpurfarbene Vase aus böhmischem Glas, eine Schreibtischgarnitur aus Marmor, ein kleiner Handarbeitskorb. Und überall bekannte Wände, die vertraute Anordnung von Türen und Fenstern, der Blick auf die Straße und den Hof. „Wie schön es doch hier ist“, sagte sie und brach in Tränen aus. Der Professor verlor die Geduld: „Hier gehört Ihnen nichts mehr!“ Die Besucherin drehte sich noch einmal um. „Typisch jüdisch“, rief ihr der Professor nach und schlug die Tür zu.

SAMSTAG, 1. OKT. 88

Ich versuchte meine Kollegin B. T., eine Ungarin, zu überreden, etwas bei den jährlich im Oktober stattfindenden Schriftsteller-Begegnungen zu sagen. Sie fühle sich dazu nicht mehr in der Lage, meinte sie, sie sehe darin keinen Sinn mehr, nach all dem, was geschehen war und immer noch geschieht, nachdem eine ganze Generation von jüngeren ungarischen Schriftstellern und Intellek-

tuellen zum Schweigen gebracht und beiseite geschoben wurde, fast ohne Möglichkeit - oder zumindest mit äußersten Einschränkungen -, in den hiesigen jugoslawischen Publikationen in ihrer Muttersprache zu veröffentlichen. Die einige Jahre zurückliegende Abrechnung mit der letzten, ungehorsamen Redaktion des Uj Symposion war gründlich durchgeführt worden und hatte weitreichendere Folgen, tiefere Melancholie und ein größeres Gefühl der Leere hinterlassen, als man hätte annehmen können. Dennoch schien mir, daß diese jungen Menschen übertrieben panische SOS-Signale geben, als würden sie nicht bemerken, daß überall um sie herum strebsame Beamte tagtäglich ganze Redaktionen von Literatur- und Jugendzeitschriften in den Papierkorb werfen. Ich war der Ansicht, sie hätten mit mehr Gelassenheit und Stoizismus reagieren sollen. Doch ich hatte vergessen, daß zwischen der Lage eines ideologisch untauglichen ungarischen und einem genauso untauglichen serbischen Schriftsteller ein gewisser praktischer Unterschied besteht. Es hat sich nämlich erwiesen, daß es nur wenigen der heftig kritisierten, abgesetzten, ja auch gerichtlich bestraften Schriftstellern aus den verhältnismäßig größeren Sprachgebieten auf Dauer oder über längere Zeit hinweg unmöglich gemacht wurde, in ihrer Muttersprache in den einheimischen Periodika zu publizieren. (Dies bezieht sich auf jene Untauglichen, die sich an den hiesigen politischen Autoritäten versündigt haben und nicht an der Freiheit und Integrität anderer Menschen). In größeren Gebieten ist das Verhältnis zwischen verschiedenen Kräften und Strömungen meist komplizierter, der „Schuldige“ ist niemals derart hilflos, vollends vertrieben, wie auf einem Kleingrundbesitz großer kleiner Herrscher.

Jetzt denke ich also, daß die Panik angebracht war, daß keine Druckstelle so unbedeutend, keine Schwiele so klein ist, daß ihre Wurzeln nicht bis zum Herzen selbst vordringen könnten. Und deshalb muß man reden, zu jeder Tages- und Nachtzeit Signale aussenden, schreien und pfeifen: denn aus dem auferlegten Schweigen, aus der tiefsten inneren Verbannung kann uns nur eine zerstörende Eruption herausschleudern, heraushelfen.

FREITAG, 7. OKT. 88

Die Eruption ist geschehen; und zwar nicht nur eine innere. Während Zehntausende Menschen sich rhythmisch, mit geballten Fäusten, Fahnen und Spruchbändern hin- und herschwangen und im Sprechchor riefen: das Volk hat gesiegt, das Volk hat gesiegt, schmolz ich, egal ob vor dem Fernseher oder auf der Straße, kaum merklich dahin: Ein dicker, hartkrustiger Eisberg, nur ein klein wenig durch die unvermutete Glut der Masse angeschlagen, ließ meine Augen feucht werden. Als ich mir die Tränen abwischte, um besser sehen zu können, was um mich herum geschieht, spürte ich, wie mit diesen leichten, nur die Oberfläche berührenden Frauentränen weder Freude noch Erleichterung oder Hoffnung nach innen dringen, sondern eine in diesem Augenblick unpäßliche Trauer und Sorge um all diese Menschen, um ihre Überzeugung, daß sie gesiegt haben, daß das Volk siegen kann. Das Volk feierte sich selbst, sprach sich zärtliche und tröstende Worte zu: das Volk hat gesiegt, das Volk hat gesiegt: Sein verzweifertes Bedürfnis, die seit der Geburt vergeblich aufgewandte Kraft, seine Sehnsucht nach irgendeinem Sinn endlich auf ein hier-und-sofort-erreichbares Ziel zu richten, schien einen Augenblick lang befriedigt. Aber kann das Volk überhaupt siegen, oder siegt lediglich seine Kraft, die Kraft des menschlichen Willens und die Kraft der menschlichen Körper? Wer wird morgen in seinem Namen sprechen? Wer wird ihm morgen in seinem Namen wieder den Mund verbieten? Werden es die bisherigen Kleinbürokraten sein, die bereits gestern, als sie der Masse hinterherrollten, nach links und rechts Ausschau gehalten haben nach einer Möglichkeit sich anzuheften, oder werden es die unverbrauchten Menschen von heute Nacht sein, die, mitgerissen von der Akustik des Platzes in der Innenstadt, daran glauben, daß der Rhythmus der Sprechchöre der Rhythmus der Geschichte ist und daß sich nicht nur die Herrschaft, sondern auch das Leben, das Gefüge der menschlichen Gemeinschaft durch Einstimmigkeit errichten und erhalten lassen wird.

Seit heute Morgen ist Novi Sad wieder sauber. Zwei Tage lang hatte sich auf dem Platz vor dem Provinzkomitee die Menschenmasse versammelt, hatte gebrodelt, um dann auseinanderzugehen. Straßen und Rasenflächen wurden in der Nacht von Mineralwasserflaschen und Plastikbechern gesäubert, Häufchen kleinerer Abfallreste wurden unter die Bäume gekehrt. Der Rasen ist zwar vergilbt und zertreten, die Erde ist stellenweise ganz kahl, ebenso wie die Ziersträucher vor dem Komitee; doch wer weiß, ob dies nicht bloß Spuren eines sehr trockenen Sommers und eines starken Gewitters vor einem herannahenden und voraussichtlich langen und harten Winter sind?

SAMSTAG, 8. OKT. 88

Der Mensch verbringt sein halbes Leben im Gefühl der Unsicherheit, der Unfreiheit, doch in der heimlichen Hoffnung, etwas könnte besser werden, etwas könnte sich verändern. Dann setzt er sich eines Tages an den Schreibtisch, angeregt durch irgendeinen äußeren Umstand, durch das Thema einer Oktober-Begegnung oder ohne ersichtlichen Grund und schreibt auf den Einband eines leeren Notizbuchs Tagebuch eines Vertriebenen, ebenso hätte er Tagebuch eines Reisenden oder Tagebuch eines Verurteilten schreiben können, und in diesem Augenblick wird ihm sein Alltag in einem anderen Licht erscheinen. Eine bis dahin undeutliche, von langen Fäden durchwobene Linie wird immer schärfer hervortreten und sein eigenes Leben wird ver-rückt, fremd, aber wahr auftauchen. Und unabänderlich.

JUDITA SALGO  
(1941-1996)

Übersetzung aus dem *Serbischen*: Maja Krstic

Judita Salgo, „Tagebuch der Vertreibung“ (*Dnevnik izgnanstva*), Rec 26, Olctobar 1996, S. 41 -43.

**Die Autorin:**

Judito Salgo geboren 1941 in Novi Sad, gestorben 1996 in Novi Sad. Sie hat drei Lyrikbände, einen Roman und einen Erzählband veröffentlicht. Ein Roman ist unvollendet geblieben. Judita Salgo gehört zu den eindrucksvollsten weiblichen Stimmen der modernen serbischen Literatur.

Erschienen in:

**VIA REGIA** – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation* Heft 46/47 1997,  
herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>